

Leseprobe aus:

Bernard Cornwell

Das letzte Königreich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Mein Name ist Uhtred. Ich bin der Sohn Uhtreds, der wiederum Sohn Uhtreds war, dessen Vater ebenfalls Uhtred genannt wurde. Der Schreiber meines Vaters, ein Priester namens Beocca, buchstabierte den Namen Utred. Ich weiß nicht, wie ihn mein Vater geschrieben hätte – er konnte weder lesen noch schreiben; ich aber kann beides, und wenn ich manchmal die alten Schriftrollen aus der Holztruhe hole, sehe ich den Namen mal Uhtred oder Utred, mal Ughtred oder auch Ootred geschrieben. Diese Schriften bezeugen, dass Uhtred, der Sohn Uhtreds, alleiniger Besitzer jener Länder ist, deren Grenzen gewissenhaft markiert sind von Steinen und Deichen, Eichen und Eschen, von Sümpfen und vom Meer, und ich träume von diesen wilden Ländern unter dem windzerwühlten Himmel. Ich träume von ihnen und weiß, dass ich sie mir eines Tages von denen, die sie raubten, wieder zurückholen werde.

Ich bin ein Aldermann, nenne mich aber Graf Uhtred, was dasselbe ist, und die verblichenen Pergamente bezeugen, welcher Besitz mir zusteht. Dem Recht nach bin ich der Besitzer dieser Länder, und das Recht, so heißt es, macht uns – anders als die Tiere – vor Gott zu Menschen. Doch das Recht hilft mir nicht, mein Land zurückzugewinnen. Das Recht strebt nach Ausgleich. Das Recht will mit Geld für Verluste entschädigen. Das Recht fürchtet nichts mehr als die blutige Fehde. Ich aber bin Uhtred, der Sohn Uhtreds, und dies ist die Geschichte einer Blutfehde.

Sie erzählt, wie ich das Land, das nach dem Recht meines ist, von meinem Feind zurückerobere. Und sie erzählt von einer Frau und ihrem Vater, einem König.

Er war mein König, dem ich alles verdanke. Die Speisen, die ich esse, das Haus, in dem ich wohne, die Schwerter meiner Mannen – all das kam von Alfred, meinem König, der mich hasste.

Die Geschichte beginnt lange vor meiner ersten Begegnung mit Alfred. Sie beginnt, da ich zehn Jahre alt war und zum ersten Mal die Dänen sah. Das war im Jahr 866. Damals hieß ich noch nicht Uhtred, sondern Osbert, denn ich war der zweite Sohn meines Vaters, und nur der Erstgeborene hatte Anspruch auf den Namen Uhtred. Mein Bruder war sieben Jahre älter und von großer, kräftiger Gestalt. Er hatte das blonde Haar unserer Familie und den mürrischen Gesichtsausdruck meines Vaters.

An dem Tag, da ich zum ersten Mal die Dänen sah, ritten wir mit Falken auf den Fäusten an der Küste entlang: mein Vater, meines Vaters Bruder, mein Bruder, ich selbst und ein Dutzend Gefolgsleute. Es war Herbst. Letztes Sommergrün überzog die Klippen, auf den Felsen lagerten Seehunde, und über uns schwirrten und kreischten so viele Seevögel, dass wir die Falken nicht von den Fesseln lassen konnten. Wir ritten, bis wir an die Untiefen gelangten, die sich zwischen unserem Land und Lindisfarena, der heiligen Insel, erstrecken, und ich erinnere mich, über das Wasser auf die eingestürzten Mauern der Abtei geschaut zu haben. Die Dänen hatten sie geplündert, doch das war viele Jahre vor meiner Geburt gewesen, und obwohl die Mönche in ihr Kloster zurückgekehrt waren, hatte es nie wieder zu seiner alten Größe zurückgefunden.

Dieser Tag ist mir als besonders schön in Erinnerung, und vielleicht war er das auch. Vielleicht hat es geregnet, aber das glaube ich nicht. Die Sonne schien, das Meer war ruhig, es wogte sanft, und alles strahlte. Ich spürte die Krallen meines Falkenweibchens durch den Lederärmel. Sein Kopf unter der Haube zuckte hin und her, weil es die Schreie der weißen Vögel hörte. Wir hatten die Festung am Vormittag Richtung Norden verlassen, und obwohl wir die Falken bei uns hatten, ritten wir nicht, um zu jagen, sondern damit mein Vater eine Entscheidung treffen konnte.

Wir herrschten über dieses Land. Mein Vater, Aldermann Uhtred, war Herr über alles südlich der Tuede und nördlich der Tine. Gleichwohl hatten wir einen König in Northumbrien; sein Name war, ebenso wie meiner, Osbert. Er lebte südlich von uns, kam nur selten nach Norden und ließ uns freie Hand. Jetzt aber trachtete ein Mann namens Ælla nach dem Thron, und Ælla, ein Aldermann aus den Bergen westlich von Eoferwic, hatte sich mit einem Heer gerüstet, um Osbert zu stürzen, und meinem Vater Geschenke zukommen lassen, damit er ihn unterstütze. Wie ich heute weiß, hing der Ausgang der Rebellion von der Entscheidung meines Vaters ab. Ich wollte, dass er Osbert die Treue hielt, weil er der rechtmäßige König war und meinen Namen trug, denn töricht, wie ich mit meinen zehn Jahren war, glaubte ich, dass ein Mann namens Osbert nobel, gut und tapfer sein musste. In Wahrheit war Osbert ein alter Narr, dennoch aber der König, und mein Vater hatte Skrupel, ihm in den Rücken zu fallen. Doch im Unterschied zu Ælla hatte Osbert meinem Vater keine Geschenke zukommen lassen und ihm auch keinen Respekt erwiesen, was meinen Vater beunruhigte. Wir konnten jederzeit rund hundertfünfzig gut gerüstete Männer in den

Krieg führen und binnen eines Monats über vierhundert Mitstreiter zu den Waffen rufen. Darum würde derjenige, den wir unterstützten, die Macht gewinnen und uns dankbar sein.

So glaubten wir jedenfalls.

Und dann sah ich sie.

Drei Schiffe.

In meiner Erinnerung gleiten sie aus einer Nebelbank hervor, was vielleicht auch so war, doch Erinnerungen sind trügerisch, und meine anderen Bilder jenes Tages zeigen einen klaren und wolkenlosen Himmel. Es gab also vielleicht gar keinen Nebel, doch mir ist so, als seien die drei Schiffe plötzlich wie aus dem Nichts von Süden her aufgetaucht.

Prächtige Langschiffe. Schwerelos schienen sie auf dem Wasser zu schweben, und ihre Ruder teilten die Wellen. Die geschwungenen, hoch aufragenden Vorder- und Hintersteven waren mit vergoldeten Schlangen und Drachen geschmückt, und mir kam es an diesem fernen Sommertag so vor, als tanzten die drei Schiffe im Takt der auf- und niederschwingenden Ruder übers Meer. Die Sonne glitzerte auf den feuchten Ruderblättern, die, wenn sie durchs Wasser gezogen wurden, die Schiffe nach vorn schnellen ließen. Ich war gebannt von ihrem Anblick.

«Teufelsdreck», knurrte mein Vater. Er war kein besonders guter Christ, in diesem Moment aber beängstigt genug, um sich zu bekreuzigen.

«Zur Hölle damit», sagte mein Onkel Ælfric. Er war ein schlanker Mann, gerissen, undurchschaubar und verschwiegen.

Die drei Schiffe fuhren mit gewölbten Segeln vor dem Wind nach Norden. Doch als wir kehrtmachten und über

den Strand nach Hause galoppierten, dem Wind entgegen, sodass die Pferdemenen flogen und die Falken unter ihren Hauben schrille Warnrufe ertönen ließen, drehten die Schiffe bei und folgten uns. An der Stelle, wo die Klippen eingebrochen waren, ritten wir über den Geröllhang landeinwärts, trieben unsere Pferde die steile Böschung hinauf und galoppierten von dort aus auf dem Küstenpfad unserer Festung entgegen.

Zur Bebbanburg. Bebba hatte vor langer Zeit als Königin über unser Land geherrscht, und ihren Namen trägt mein Zuhause: Es ist der schönste Ort auf der ganzen Welt. Die Festung steht auf einem Felsvorsprung hoch über dem Meer. Die Wellen branden gegen die Ostseite, brechen sich weiß schäumend vor der nördlichen Spitze des Felsens und verlaufen im Westen zwischen der Festung und dem Land zu einem kleinen, flachen See. Den Zugang zur Bebbanburg bildet ein Damm aus Steinen und Sand, vor dem sich zum Schutz das untere Torhaus erhebt, ein großer, auf einem Erdwall errichteter Holzturm. Auf unseren schweißnassen Pferden donnerten wir durch den Torbogen, am Getreidespeicher, der Hufschmiede und den Stallungen vorbei, die allesamt aus Holz gebaut und mit Roggenstroh gedeckt waren, und schließlich hinauf zum Bergfried auf der Spitze des Felsens, der von Palisaden umgeben war, die den Palas meines Vaters einschlossen. Dort stiegen wir ab, überließen unsere Pferde und Falken den Knechten und rannten zum Wehgang auf der Ostseite, um aufs Meer hinauszublicken.

Die drei Schiffe waren jetzt nahe bei den Inseln, auf denen die Papageientaucher nisten und im Winter das Seehundevolk tanzt. Alarmiert vom Geklapper der Hufe eilte meine Stiefmutter aus dem Palas. «Die hat der Teufel ausgeschissen», begrüßte sie mein Vater.

«Bewahre uns Gott mit seinen Heiligen», sagte Gytha und bekreuzigte sich. Meine leibliche Mutter hatte ich nie gekannt; sie war die zweite Frau meines Vaters gewesen und wie ihre Vorgängerin im Kindbett gestorben. Wir, mein Bruder – genauer gesagt: mein Halbbruder – und ich, hatten also keine Mutter, doch ich sah Gytha als meine Mutter an, und meistens war sie freundlich zu mir, freundlicher jedenfalls als mein Vater, der für Kinder nicht viel übrig hatte. Gytha wollte, dass ich Priester werde, denn mein älterer Bruder würde das Land erben und als Ritter beschützen, sodass ich einen anderen Lebensweg einschlagen müsse. Sie hatte meinem Vater zwei Söhne und eine Tochter geschenkt, die aber alle nicht älter als ein Jahr geworden waren.

Die drei Schiffe kamen immer näher, offenbar angelockt von der Bebbanburg, was uns jedoch nicht weiter beunruhigte, da die Festung als uneinnehmbar galt, da mochten die Dänen so lange Ausschau halten, wie sie wollten. Das Schiff an der Spitze hatte auf beiden Seiten zwölf Ruder. Es war noch gut zehn Längen von der Küste entfernt, als ein Mann an der Seite herabkletterte und wie ein Tänzer von einem Ruderschaft auf den nächsten sprang, wobei er auch noch ein schweres Kettenhemd und ein gezücktes Schwert trug. Wir beteten darum, dass er ins Wasser stürzte, was natürlich nicht geschah. Er hatte helle, sehr lange Haare, und als er die gesamte Länge der Ruderbank abgescritten hatte, machte er kehrt und lief über die Schäfte zurück.

«Die waren vor einer Woche in der Tinemündung», sagte Ælfric, meines Vaters Bruder. «Um Waren zu tauschen.»

«Woher weißt du das?»

«Ich habe dieses Schiff gesehen», antwortete Ælfric,

«und ich erkenne es wieder. Siehst du den hellen Balken da vorn am Bug?» Er spuckte aus. «Aber diesen Drachenkopf hatte es noch nicht.»

«Wenn sie Handel treiben, nehmen sie die Köpfe ab», sagte mein Vater. «Was haben sie getauscht?»

«Salz und getrockneten Fisch gegen Felle. Haben sich als Händler von Haithabu ausgegeben.»

«Und jetzt sind diese Händler auf Streit aus», sagte mein Vater, und tatsächlich forderten uns die Dänen auf den drei Schiffen heraus, indem sie mit Speeren und Schwertern auf ihre bemalten Schilde schlugen. Doch sie konnten gegen Bebbanburg nichts ausrichten, und auch wir konnten ihnen nichts anhaben, obwohl mein Vater anordnete, sein Wolfsbanner zu hissen. Die Kriegsstandarte meines Vaters zeigte den Kopf eines zähnefletschenden Wolfs, doch es wehte kein Wind, und so hing die Fahne schlaff herab, ohne die Heiden beeindrucken zu können, die es nach einer Weile leid waren, uns zu reizen, sich wieder in die Riemen legten und nach Süden davonruderten.

«Wir sollten beten», sagte meine Stiefmutter. Gytha war sehr viel jünger als mein Vater, eine kleine, rundliche Frau mit dichtem blondem Haar, die den heiligen Cuthbert für seine Wundertaten verehrte. In der Kapelle neben dem Palas bewahrte sie einen elfenbeinernen Kamm auf, von dem es hieß, Cuthbert habe sich damit den Bart gekämmt, und vielleicht stimmte das auch.

«Wir sollten was tun», knurrte mein Vater. Er wandte sich vom Wall ab. «Du», sagte er zu meinem älteren Bruder Uhtred, «nimm ein Dutzend Männer und reite nach Süden. Behalte diese Heiden im Auge, aber weiter nichts, verstanden? Wenn sie auf meinem Gebiet an Land gehen, will ich wissen, wo.»

«Ja, Vater.»

«Und leg dich nicht mit ihnen an», befahl mein Vater. «Du beobachtetest die Schweine einfach und bist zurück, bevor es Nacht wird.»

Sechs weitere Männer wurden losgeschickt, um das Land in Alarmbereitschaft zu versetzen und alle freien Männer, die zum Waffendienst verpflichtet waren, zusammenzutrommeln. Mein Vater wollte bis zum Morgengrauen zweihundert Kämpfer um sich scharen. Manche von ihnen würden mit Äxten, Lanzen und Sicheln bewaffnet sein, seine Gefolgsleute hingegen, diejenigen, die mit uns auf der Burg lebten, mit geschmiedeten Schwertern und festen Schilden. «Wenn wir den Dänen zahlenmäßig überlegen sind, werden sie nicht kämpfen», erklärte mir mein Vater an diesem Abend. «Sie sind wie Hunde, diese Dänen. Im Herzen feige und nur mutig in ihrer Meute.» Es war schon dunkel geworden und mein Bruder noch nicht zurück, doch darüber machte sich niemand Sorgen. Uhtred war manchmal leichtsinnig, aber durchaus in der Lage, auf sich aufzupassen, und er würde zweifellos irgendwann in der Nacht zurückkommen. Um ihm den Weg zu weisen, hatte mein Vater ein Leuchtfeuer in der Eisenpfanne auf der Spitze des Burgfrieds entzünden lassen.

Wir wähten uns sicher auf der Bebbanburg, denn sie hatte bislang allen feindlichen Angriffen getrotzt. Dennoch waren mein Vater und mein Onkel über die Rückkehr der Dänen nach Northumbrien beunruhigt. «Sie brauchen was zu essen, diese Heiden», sagte mein Vater. «Sie gehen an Land, stehlen ein paar Rinder und segeln wieder davon.»

Ich dachte an die Worte meines Onkels, der davon gesprochen hatte, dass die Dänen mit ihren Schiffen in der Tinemündung gewesen waren und Felle gegen Trocken-

fisch eingetauscht hatten. Warum also sollten sie Hunger haben? Doch ich sagte nichts. Ich war zehn Jahre alt; was konnte ich schon von den Dänen wissen?

Ich wusste, dass sie wild waren, heidnisch und schrecklich. Ich wusste, dass sie mit ihren Schiffen zwei Generationen vor meiner Geburt unsere Küste überfallen hatten. Ich wusste, dass Pater Beocca, der Schreiber meines Vaters und unser Priester, jeden Sonntag zu Gott betete, er möge uns vor der Wut der Nordmänner bewahren. Doch von dieser Wut konnte ich mir keine Vorstellung machen. Seit ich auf der Welt war, hatte sich kein Däne bei uns blicken lassen. Mein Vater aber hatte schon oft genug gegen sie gekämpft, und in dieser Nacht, da wir auf meinen Bruder warteten, erzählte er von dem alten Feind. Sie kamen, so sagte er, aus den Ländern im Norden, wo Eis und Nebel herrschten; sie verehrten die gleichen alten Götter, die auch wir verehrt hatten, bevor uns das Licht Christi gebracht worden war. Und als sie das erste Mal über Northumbrien hergefallen waren, so erzählte mein Vater, rauschten feurige Drachen über den Nordhimmel, gewaltige Blitze entluden sich über den Bergen, und das Meer war aufgewühlt von tobenden Winden.

«Gott hat sie geschickt», sagte Gytha zaghaft, «um uns zu bestrafen.»

«Bestrafen? Wofür?», fragte mein Vater zornig.

«Für unsere Sünden», antwortete Gytha und bekreuzigte sich.

«Unsinn», blaffte mein Vater. «Sie kommen, weil sie was zu essen brauchen.» Die Frömmigkeit meiner Stiefmutter reizte ihn, und er weigerte sich, von seinem Wolfsbanner zu lassen, das unsere Familie als Nachkommen von Wotan, dem alten Kriegsgott der Germanen, auswies. Von Eald-

wulf, dem Schmied, wusste ich, dass der Wolf, neben dem Adler und dem Raben, eines der drei Lieblingstiere Wotans war. Meine Mutter hätte lieber ein Kreuz auf unserer Fahne gesehen, doch mein Vater war stolz auf seine Vorfahren, wenngleich er nur selten von Wotan sprach. Selbst als Zehnjähriger verstand ich, dass sich ein guter Christ nicht damit brüsten sollte, von einem heidnischen Gott abzustammen. Dennoch gefiel mir die Vorstellung, von göttlicher Herkunft zu sein, und ich hörte gern zu, wenn Ealdwulf Geschichten von Wotan erzählte; wie er unser Volk belohnte, indem er uns das Land, das wir England nannten, zum Geschenk machte, wie es ihm einmal gelungen war, eine Lanze rund um den Mond zu schleudern, wie er mit seinem Schild die Mittsommernacht verdunkelte und wie er mit einem einzigen Schwertstreich das Getreide auf der ganzen Welt mähen konnte. Ich mochte diese Geschichten. Sie waren besser als die Erzählungen meiner Mutter von den Wundertaten des heiligen Cuthbert. Die Christen schienen mir allzu weinerlich, und ich war sicher, dass Wotans Anhänger nicht oft heulten.

Wir warteten im Palas. Er war – und ist immer noch – ein großer Raum aus schweren Holzbalken unter einem strohgedeckten Dach, mit einer Harfe auf einer Bühne und einem großen steinernen Herd in der Mitte. Ein Dutzend Knechte war vonnöten, um das große Feuer in Gang zu halten; sie schafften das Brennholz über den Damm und durch die Tore, und gegen Ende des Sommers wurden die Scheite als Wintervorrat zu einem Stapel aufgehäuft, der höher war als die Kapelle. Entlang der Holzwände verlief eine breite Stufe aus Brettern, über festgetretenem Lehm und mit gewebten Wollteppichen ausgelegt. Auf dieser Stufe lebten wir, geschützt vor der Zugluft. Die Hunde

blieben unten auf dem mit Spreu bestreuten Boden, wo zu den vier großen Feiertagen des Jahres dem Gesinde ein Festmahl gegeben wurde.

In dieser Nacht aber wurde nicht geschmaust; es gab nur Brot, Käse und Ale, während wir auf meinen Bruder warteten und laut darüber nachdachten, ob die Dänen womöglich wieder unruhig würden. «Gewöhnlich kommen sie nur, um zu plündern», erklärte mir mein Vater, «aber an manchen Orten sind sie auch geblieben und haben Land besetzt.»

«Glaubt Ihr, sie wollen unser Land?», fragte ich.

«Sie nehmen alles, was sie kriegen», entgegnete Vater gereizt. Meine Fragen reizten ihn immer, doch in dieser Nacht machte er sich Sorgen, und deshalb sprach er weiter. «Ihr eigenes Land besteht nur aus Steinen und Eis, und es wird von Riesen bedroht.»

Von diesen Riesen wollte ich mehr hören, doch stattdessen begann er zu grübeln. «Unsere Ahnen», sagte er nach einer Weile, «haben sich dieses Land genommen. Sie haben es genommen, es bestellt und daran festgehalten. Wir werden nicht aufgeben, was uns unsere Ahnen hinterlassen haben. Sie sind übers Meer gefahren, haben hier gekämpft, ihre Hütten hier gebaut und liegen hier begraben. Dies ist unser Land, getränkt von unserem Blut und gedüngt mit unseren Knochen. Es gehört uns.» Er war wütend, aber er war oft wütend. Er musterte mich mit finsterem Blick, als fragte er sich, ob ich stark genug wäre, dieses Land Northumbrien zu bewahren und zu verteidigen, das unsere Vorfahren mit Schwert und Lanze und Blut und Gemetzel erobert hatten.

Danach schliefen wir ein wenig, oder zumindest schlief ich. Ich glaube, mein Vater schritt den Festungswall ab,

doch als es hell wurde, war er wieder im Palas. Da weckte mich das Horn vom Turm, und ich stolperte von der Holzplattform hinaus ins erste Morgenlicht. Tau hing im Gras, ein Seeadler kreiste am Himmel, und die Hunde meines Vaters liefen, angelockt vom Klang des Horns, in den Hof. Ich sah meinen Vater zum Torhaus hasten und folgte ihm bis auf den Wall, wo ich mich zwischen etlichen Männern hindurchdrängte, die auf den Dammweg hinausblickten.

Reiter kamen von Süden. Ein Dutzend Männer, die Hufe ihrer Pferde glitzerten vor Tau. Das Pferd meines Bruders lief an der Spitze, ein gescheckter Hengst mit wilden Augen und auffälliger Gangart. Im Galopp warf er die Vorderläufe ungewöhnlich hoch, woran man ihn sofort erkennen konnte. Im Sattel aber saß nicht Uhtred, sondern ein Mann mit sehr langem Haar in der Farbe stumpfen Goldes, Haar, das wie der Schwanz des Pferdes wehte, während er ritt. Er trug ein Kettenhemd, ein Schwert hing an seiner Seite, eine Streitaxt über seiner Schulter, und ich war sicher, denselben Mann vor mir zu haben, der tags zuvor auf den Ruderschäften getanzt hatte. Seine Gefährten waren in Leder und Wolle gekleidet, sie blieben auf ein Zeichen des langhaarigen Mannes zurück, der nun allein weiterritt und bis auf Pfeilschussnähe herankam. Doch niemand von uns an der Brüstung spannte einen Pfeil in die Bogensehne. Der Fremde brachte Uhtreds Pferd zum Stehen, blickte mit spöttischer Miene den Männern am Torhaus entgegen, verbeugte sich dann, warf etwas auf den Weg, riss das Pferd herum, trat ihm seine Hacken in die Flanken und preschte Richtung Süden davon, begleitet von seinen zottigen Mannen.

Was er auf den Weg geworfen hatte, war der abgetrennte Kopf meines Bruders. Er wurde zu meinem Vater ge-

bracht, der ihn lange anstarrte, seine Gefühle aber nicht verriet. Er weinte nicht, er verzog keine Miene, er sah nur den Kopf seines ältesten Sohnes an, und dann sah er mich an und sagte: «Von heute an heißt du Uhtred.»

So kam ich zu meinem Namen.

Pater Beocca bestand darauf, dass ich ein zweites Mal getauft werden müsse, weil sonst der Himmel nicht wisse, wer ich sei, wenn ich mit dem Namen Uhtred ankäme. Ich protestierte, doch auch Gytha wollte es, und weil meinem Vater ihre Zufriedenheit wichtiger war als meine, wurde ein Fass in die Kapelle getragen und zur Hälfte mit Meerwasser gefüllt. Pater Beocca ließ mich hineinsteigen, schöpfte Wasser über meinen Kopf und sprach: «Nimm deinen Diener Uhtred auf in die Gemeinschaft der Heiligen und in die Schar der höchsten Engel.» Ich hoffte, dass mir unter den Heiligen und den Engeln wärmer sein würde als an diesem Tag. Als ich getauft war, weinte Gytha um mich, was ich mir nicht erklären konnte. Sie hätte eher um meinen Bruder weinen können.

Später fanden wir heraus, was ihm widerfahren war. Die drei dänischen Schiffe waren in die Mündung der Alne vorgedrungen, wo einige Fischer mit ihren Familien siedelten. Sie waren vorsichtshalber ins Landesinnere geflüchtet, doch war eine Hand voll am Rand des höher gelegenen Waldes geblieben, um die Flussmündung im Auge zu behalten. Sie berichteten, dass mein Bruder in der Abenddämmerung gekommen sei, als die Wikinger die Hütten in Brand steckten. Wir nannten sie Wikinger, wenn sie brandschatzten, Dänen oder Heiden, wenn sie als Händler kamen. Diese Männer hatten die Siedlung geplündert und niedergebrannt, waren für uns also Wikinger. Nur ganz